

viel gelehrte Männer zahlreiche Bücher geschrieben haben. Son-
derbar aber! Ein tüchtiger Vater und eine richtige Mutter brauchen
kein langes Studium aus dickleibigen Büchern und sind doch die
ersten und besten Erzieher, wenn — ja, jetzt kommt das schwere
Wenn — wenn sie nur ernstlich wollen. — Ein gutes Haus,
ein williger Vater, eine sorgsame Mutter hat unendlich mehr
Mittel in der Hand als die Schule. Unter den vielen probaten
Mitteln, die dem Haus zu Gebote stehen, wollte ich durch Vor-
stehendes nur das anführen: „Hinaus mit der Jugend, wenns
Zeit ist — herein in die Stube, wenn sichs schickt!“

Haus- und Landwirtschaft.

[Das Melken der Kühe.] Fünf Prozent und in vielen
Fällen noch mehr können nach der Ansicht eines amerikanischen
Blattes beim Melken der Kühe gewonnen werden, wenn man
folgende Regeln unveränderlich festhält:

1. Man treibe niemals mit Eile zur und von der Weide.
2. Man melke genau in denselben Zeiträumen; 5 Uhr mor-
gens und 6 Uhr nachmittags sind z. B. geeignete Zeiten zu dieser
Verrichtung.
3. Man zeige sich zur Melkestunde recht freundlich zu der
Kuh.
4. Wenn man erst beim Melken ist, so verrichte man es
so schnell und so rein als möglich.
5. Man spreche nicht und denke nicht an andere Dinge bei
diesem Geschäft.
6. Man streichele die Kuh, sage ihr freundliche Worte, wenn
man zu ihr herantritt und sie wieder verläßt. Je zutraulicher
man ist, desto besser fließt die Milch.

Aber wie nimmt sich die Praxis aus?

1. Ein Junge hält die Kuh, welche nicht stehen will und
winkt ihr eins mit der Gerte auf, worin er sehr geschickt ist.
2. Vormittags melkt man früh, abends bei sinkender Nacht,
macht einen halben Tag von 15 Stunden und einen anderen
von 9 Stunden.
3. Als Willkommen versteht die Magd der Kuh eins mit dem
Melkstuhl und fährt das Tier an.
4. Man melkt langsam und sorglos und hält an, wenn der
erste Milchstrahl austritt.
5. Man schwacht und lacht mit den anderen Melkerinnen
und verschüttet vielleicht Milch bei der Kuh sitzend.
6. Das Tier ist in steter Furcht während des ganzen Melkens
und wenn man aufsteht, erhält es zum Dank einen Rippenstoß.
Nacht Summa Summarum mindestens 5 pCt. Milchverlust pro
Tag.

— [Mittel gegen Raupen.] Zur Abhaltung und
Vertreibung der schädlichen Raupen von unseren Obstbäumen soll
es kein besseres Mittel geben, als die Anwendung von Chlorkalk.
Ein halbes Kilogramm Chlorkalk mit einem viertel Kilogramm
Fett vermischt wird zu Rollen geformt, die mit Berg umwickelt
und um den Baumstamm befestigt werden. Gut ist es, auch
die Hauptäste damit zu versehen. Die Raupen auf dem derart
behandelten Baume sollen binnen kurzer Zeit abfallen und von
unten soll keine mehr am Stamme hinauf kriechen. Selbst Schmet-
terlinge sollen so geschützte Bäume meiden, wodurch also auch
das Eierlegen für die künftige Brut vermieden sein würde.
Versuche mit diesem einfachen, wenig Mühe und Kosten erhei-
schenden Mittel wären allerdings angezeigt.

— [Heimchen zu vertilgen.] Mit bestem Erfolge, so
schreibt M. N. im „Fürz Haus“, habe ich ein Heimchen aus
meinem Herde vertrieben, indem ich pulverisierten Schwefel, auf
einen alten Scherben geschüttet, unter die Herdplatte stellte und
anzündete. Selbstverständlich müssen alle Ringe der Platte ein-
gelegt sein, damit der Schwefeldampf im Innern des Herdes
bleibt. Das Heimchen wird durch die Dämpfe entweder heraus-
getrieben oder es erstickt im Herde. Man thut gut, den Schwefel
unter die hinterste Ringöffnung zu stellen, da das Heimchen sich
ziemlich tief im Herde versteckt hält. Pulverisierten Schwefel
erhält man in jeder Droguenhandlung. Etwa ein Blechlöffel
voll genügt, um das lästige Tier zu vertreiben.

Berschiedenes.

— [Friedrich der Große und die Wissenschaft]
standen durchaus nicht auf so vertrautem Fuß, wie es eine pane-
gyrische Geschichtsschreibung gern glauben machen möchte. Ge-

legentlich der soeben in Berlin abgehaltenen Generalversammlung
des deutschen Fischereivereins fand ein den Fisch- und Wasser-
studien wenig freundliches Rescript Erwähnung, welches einst der
berühmte Naturforscher Dr. Bloch von Friedrich dem Großen
erhielt. Bloch hatte nämlich, als er sich zur Abfassung seines
großen Werkes (Allgemeine Naturgeschichte der Fische, Berlin
1782 bis 1795, 12 Bde. mit 432 farbigen Kupfern) ansicherte
und dazu Vorstudien in der Mark Brandenburg sammeln wollte,
sich an den König mit der Bitte gewandt, daß die Landräthe und
die Fischermeister angewiesen werden möchten, ihm bei seinen
Untersuchungen der Gewässer und Fische Beistand zu leisten.
Friedrich gab nun in seiner bekannten Manier dem Naturforscher
eine äußerst lakonische und ungnädige Abfertigung in einem Briefe
welcher so lautete: „Herrn Dr. Bloch. Daß Er sich mit den
Flüssen, Bächen, Seen und Fischen meiner Mark Brandenburg
beschäftigt, ist mir lieb zu hören. Was Er aber von meinen
Landräthen und Fischermeistern verlangt, das ist dummes Zeug.
Was in den Flüssen fließt und was vor Fische in der Mark
sind, das weiß Ich. Es sind Karpfen, Barschen, Aale und Zander.
Das reicht hin. Will Er nun etwa noch die Tropfen und die
Gräten zählen?“

— Wie geschmacklos prunkvoll der Luxus der älteren Zeit
war, davon geben unter anderen Katharina v. Medicis, die auf
ihrem Prachtkleide nicht weniger als 32,000 Perlen und 3000
Diamanten verstreut hatte, und Heinrich III. von Frankreich ein
Beispiel, der nach Blois mit einem Kleide kam, das mit 4000
Ellen Borben, Spitzen und Gallonen verbrämt war. Die Ge-
schichte der Zeit setzte aber auch hinzu, daß Boden und Keller
dahin leer waren und die unbegleiteten Hofmusikanten nicht mehr
bei Tafel aufspielen wollten.

— Eine schöne That erzählt ein Biograph des Herzogs von
Marlborough von der ebenso schönen wie geistreichen Gemahlin
desselben, die allgemein bekannt zu werden verdient. Bei der
Königin Anna war Ball und Wagen auf Wagen rollte vor das
Schloßportal; ein armer alter Mann kauerte sich demüthig auf
eine der Seitentufen, und wohl streifte ihn manch' seidenes
Gewand, aber niemand kümmerte sich um den Unglücklichen.
Nur ein gallonierter Diener fuhr ihn mit herrlicher Miene an
und jagte ihn von der Thür mittheilslos fort. In diesem
Augenblick kamen die Equipagen der Herzogin von Marlborough
und des Lord's Hamilton angerollt, und die Lady sah noch den
wankeuden Greis und hörte die verzweifelte Worte des Armen.
Sogleich blieb sie stehen und rief den Bettler heran; ohne lange
zu überlegen, zog sie aus ihrem bewundernswürdigen Haar eine Diamant-
Spange in Form einer Krehre von hohem Wert und drückte sie
dem zitternden Greis in die Hand. „Aber Lady“, wagte der
dabeistehende Lord Hamilton in seinem näselnden Tone zu sagen,
„diese Freigebigkeit!“ „Wie?“ fragte die Herzogin, „ist es nicht
gerecht, Mylord, daß der Arme Mehren sammle auf dem Ernte-
felde der Reichen?“ „Schöne Worte, einer geistreichen Frau
würdig, aber eine noch schönere That, der edelsten Frau würdig!“

Vom blauen Montag

sagt das Sprichwort:

Blauer Montag — volle Kröpfe
Leere Beutel — tolle Köpfe.

Dies Sprichwort ist ein Wahrwort, denn:

Begehrtst du den Montag blau,
Steht's Dienstag mit Verdiensten blau,
Am Mittwoch geht es knapp noch mit,
Am Donnerstag ist alles quitt,
Der Freitag muß ein Schreittag sein,
Sonnenabends fehlt der Sonnenschein;
Das paßt alles ganz genau,
So oft du machst den Montag blau.

Darum heißt es mit Recht:

Ist der Montag blau,
Wird die ganze Woche grau.

Nämlich also:

Dem blauen Montag — merke dies! —
Folgt Fastnachtsdienstag ganz gewiß.
Drauf kommt der Michermittwoch nach,
Kein hoffnungsgrüner Donnerstag,
Kein stiller Freitag stillt den Schmerz,
Kein Samstag legt in Ruh das Herz,
Kein Sonntag bricht das Sündenjoch —
Das ist die Blauenmontags-Week.

Darum laße es dir gesagt sein:

Dem blauen Montag und Genossen
Halt deine Thüre stets verschlossen. —

Samstagsblatt

zur

Unterhaltung und Belehrung.

Verantwortlicher
Redakteur:
H. W. Crone.

Beilage des Jüdenscheider Wochenblatts.

Druck und Verlag
von W. Crone jr.

N^o 20.

Samstag, den 16. Mai.

1885.

Die Frankenburg.

Original-Roman von M. Romany.

Nachdruck verboten.

Fortsetzung.

„Ich habe Euch lange warten lassen“, sagte die Dame freund-
lich, „aber ich denke unsere Angelegenheit wird um so schneller er-
ledigt sein. Kommt zu mir heran;“ Madeleine gehorchte; gierigen
Blickes starrte sie die Füße der Fremden an. „Sie erzählten
mir gestern“, begann diese von neuem, „daß Ihnen durch den
Tod Ihres Sohnes die Last zugefallen ist, für die beiden Kinder
zu sorgen. War es nicht so?“ — „So war es, Euer Gnaden.“
„Eine große Sorge —“ — „D eine schreckliche Sorge“,
fiel Madeleine ein. „Bedenken Euer Gnaden nur mein Alter,
die Verhältnisse, dann meine Krankheit, den Rheumatismus, und
die Schmerzen, die mein armer Körper ertragen muß.“
„Ich habe das alles überlegt“, schnitt jene dies gewerbs-
mäßige Heulen ab, „und da bin ich zu dem Entschlusse gekommen,
einen Teil Ihrer Bürde tragen zu helfen. Ich will für eines
der Kinder sorgen.“ Mit offenem Munde starrte Madeleine die
Dame an. — „Ich bin reich“, fuhr diese fort, „es würde mir
nicht schwer fallen, eines der Mädchen zu erziehen. Nebenher
bemerkte, bin ich Witwe und stehe allein in der Welt, da der
Himmel mir selbst niemals ein Kindchen bescheert hat. Ich will
nicht leugnen, daß mir das Leben manchmal freudlos erscheint,
weil ich den Genuß des Reichthums nicht mit einem liebenden
Wesen theile, daß ich mich oft langweile, weil ich eben keine weitere
Aufgabe habe, als für mein Vergnügen Sorge zu tragen, was
ja doch eigentlich nichts ist, weil ich es eben allein genießen muß.
Da ist mir der Gedanke gekommen, weil Ihnen doch die Kinder
zur Last sind, einen Teil meiner Wohlhabenheit gegen eines der
Kinder mit Ihnen zu vertauschen; ich will, wie gesagt, das
Mädchen erziehen; mit einem Wort, meine liebe Frau, geben Sie
mir diese Kleine hier.“

Bei diesen Worten berührte sie Bellas Schulter mit der
Hand. „Nicht um die Welt!“ fuhr die Angeredete auf, nachdem
sie die letzten Worte der Dame vernommen, „bedenken Sie doch,
Madame, die Kleine ist das Kind meines Sohnes, mein Fleisch
und Blut, verstehen Sie das?“

„Sie sind thöricht, meine Gute“, gab die Fremde zurück,
„bedenken Sie doch vor allem, welches Glück Sie von dem Kinde
stoßen. Ich bin reich, ich bin gutmüthig, und die Kleine gefällt
mir; sie wird eine freundliche Kindheit bei mir haben, sie wird
alles lernen, wird von Luxus und Pracht umgeben sein. Und
statt alledem — was steht ihr bei Ihnen bevor? Armut, Elend,
Kummer, Sorge, noch ehe sie sich ihres Lebens bewußt ist. Sie
wird aufwachsen, wie ein verwahrlostes Kind heranwachsen muß;

und ist sie über die Jahre der Kindheit hinaus, dann sind Froh-
sinn und Lebensmut für immer geschwunden. Eine gebrochene
Blume, noch bevor sie sich zur Blüte entfaltet hat.“

Die Dame hätte ihre Worte sparen können, denn das alles
war es nicht, was Madeleine zu rühren im Stande war. „Sie
werden die Kleine nicht bekommen“, sagte sie entschieden, „ich
werde das Kind nicht von mir geben und koste es mein Leben.
Wollen Sie etwas für die Dinger thun, so geben Sie mir das
Geld.“ — „Das ist es eben nicht, was ich will, meine liebe
Frau“, bemühte sich noch einmal die Fremde, „seien Sie daher
vernünftig und nehmen Sie meinen Vorschlag an. Ich werde
dann überlegen, ob ich in der Lage bin, etwas für die Erziehung
des andern Kindes zu thun.“

„So laßt uns gehen“, befahl die Alte, „belästigen wir die
Dame nicht.“ Die Kleinen schickten sich zum Fortgehen an.
„Ich werde doch das Kind nicht so mir nichts, dir nichts aus
der Hand geben“, wandte sich das Weib noch einmal zu der
Fremden, „und schon gar nicht die Schwarze, die doch immer
die beste von beiden ist.“ — „Die beste von beiden!“ fuhr die
Dame auf, „o, jetzt erst, Du elendes Weib, verstehe ich Deine
Absicht: das Kind ist Dir nützlich, Du kannst es prächtig ver-
werten zu Deinem Bettlerhandwerk. O, pfui der Schmach! Mein
jetzt auf keinen Fall werde ich von meinem Vorsatze lassen. Du
sollst die Kleine jetzt nicht behalten; ich will sie haben um jeden
Preis.“ — Preis! Das Wort hielt Madeleines Schritte zurück.

„Was also würden Sie für mich und die andere thun, wenn
ich Ihnen die schwarze Bella da überlasse?“ — „Ich werde für
jetzt gar nichts mehr thun; ich will Dir eine bestimmte Summe
für die Kleine bezahlen, und dann ist die Sache zwischen uns
abgemacht.“ Madeleine trat einen Schritt näher hinzu.

„Haha!“ krächzte sie, „und wie viel wäre das, Madame?“
— Bei solcher Handlungsweise des alten Weibes, überließ die
Fremde ein Schauer; es drängte sie mit Macht, die Sache er-
ledigt zu sehen. Sie nahm also die Börse zur Hand und legte
das Geld auf den Tisch. „Hier“, sagte sie, „sind zweihundert
Franken.“ — „Zweihundert Franken!“ Die Alte wandte sich zum
Gehen. „Madame, das ist die nächste Nummer zu nichts.“

„So mache der Sache ein Ende, Weib!“ rief entriistet die
Dame, „also vierhundert.“ Das Portemonnai der Fremden lag
geöffnet auf dem Tische, und das blanke Gold schimmerte ver-
führerisch die Alte an; gierig streckte sie die knöchernen Hand nach
dem edlen Metall aus; ihre Augen funkelten und ihre Rippen
bebtten, als sie die Worte sprach: „Sagen Sie fünfshundert,
Madame.“

Madame berechnete in diesem Augenblicke nicht, daß das
Kind, würde sie es bei sich behalten haben, mit der Zeit eine

weit größere Summe für sie wert gewesen wäre; sie dachte auch nicht daran, daß die kleine Elsa, allein in ihrer Gesellschaft gelassen, ein fast lebensunfähiges Wesen sei; sie sah jetzt nichts als das Gold; sie betrachtete nichts als die enorme Summe, deren Höhe sie niemals mit Augen gesehen; ihr Atem war krankhaft, während sie die Fremde anstarrte, bis diese verächtlich die Antwort hinwarf: „Nun meinetwegen; es kommt mir nicht darauf an. Ich zahle Dir das Geld, und dann gehört das Kind mir, jetzt gleich zur Stunde.“ — „Aber ich könnte doch die kleine zu Euer Gnaden führen“, entgegnete die Alte, „in so schmutzigem Zustande.“ — „Sorge Dich nicht, Weib!“

„Aber ich werde sie doch wiedersehen dürfen?“ — „Nein,“ sagt die Dame bestimmt. „In dem Augenblick, da Du das Geld nimmst, gehört das Kind mir. Hastest Du eingewilligt, sie mir zur Erziehung zu geben, so hätte ich Deine verwandtschaftlichen Rechte gewahrt; aber ein Weib, das ein Kind um schönen Mammon verhandelt, ist nicht der geringsten Berücksichtigung wert.“ Mit diesen Worten zog sie die kleine Schwarze zu sich heran. „Komm zu mir, Bella!“ sprach sie sanft, des Kindes Bodenhaar streichend, „jetzt bist Du mein, kleines Mädchen, also bleibe bei mir.“

Das Kind schaute mit seinen großen, lebhaften Augen die Dame an. „Und Elsa? geht sie nicht mit uns?“ fragte sie schmeichelnd. — „Nein, Elsa bleibt hier. Also geh und sage ihr Bescheid, für immer!“ fügte sie etwas unbedachtsam hinzu.

Bis jetzt hatte die kleine Blende, einer Statue gleich, der ganzen Verhandlung zugehört; jetzt füllten sich ihre Augen mit Thränen und sie flog in fieberhafter Eile zu der Fremden, deren Kniee sie mit beiden Händen umschlungen hielt. „Nimm mich auch mit!“ flüchte sie mit der ganz'n Weichheit ihrer Stimme, „laß mich nicht allein hier; laß mich mit Bella gehen!“ — „Das geht nicht“ versetzte jene abwehrend, „ich kann Euch nicht beide mitnehmen, Du bleibst hier.“ Und umsanft das Mädchen beim Armnehmen nehmend, stieß sie es von sich, doch im nächsten Augenblicke schon that es ihr leid, so gefühllos gehandelt zu haben; sie zog daher ihre Börse und reichte der Kleinen eine Münze. „Da,“ sagte sie in freundlichem Tone, „sind fünf Franks, kaufe Dir Spielzeug. Aber nun weine nicht!“

Aber Elsa machte keine Bewegung, das Geldstück zu nehmen; noch einmal versuchte sie, die Dame zu bewegen, noch einmal hing sie sich flehend an deren Knie. „Trenne uns nicht, liebe Dame, Bella und mich, wir sind Zwillingsschwester und immer zusammen gewesen, wir haben ja niemanden außer uns ganz allein!“

Hiermit war die Geduld der Fremden erschöpft. „Nimm das Kind weg!“ fuhr sie die Alte an, „ich kann sie nicht länger ertragen. Nimm sie weg, sag ich und da ist Dein Geld!“ Darauf ging sie ein paar Schritte auf dem Wege zu, wo in einiger Entfernung ihr Wagen hielt und winkte den Diener heran.

Elsa und Bella gingen fest aneinander mit den Armen umschlungen, Brust an Brust! Beide laut weinend und Beide fest entschlossen, sich nur durch die äußerste Gewalt von einander trennen zu lassen. „Geh nicht von mir,“ flehte Elsa, „geh nicht mit ihr, verlaß mich nicht!“ — „Nimm das schwarze Kind dort und trage es in den Wagen,“ befahl die Dame dem herbeikommenden Lakaien. Der Mann that, wie ihm befohlen ward. — „Er reißt mich los!“ schrie laut weinend das Kind. „O Elsa, liebe Elsa!“ Der Diener trug sie eilenden Schrittes der Karosse zu. Die Dame folgte. Jetzt wurde die Wagenthür geöffnet. Bella in das Coupé gehoben, die Fremde trat ein, der Lakai sprang an seine Pflanz, der Kutscher knallte mit der Peitsche, die Pferde zogen an und das Fuhrwerk rollte in Eile die Straße hinunter, bis es endlich den Blicken der Nachschauenden in der Ferne entschwinden war. Bis zur Thüre des Wagens hatte Bella unaufhaltsam die Worte gerufen: „O Elsa, liebe Elsa!“

Das waren die letzten Zeichen der Liebe, welche das Kind von seiner Schwester, dem einzig treuen Wesen auf Erden zurückbehält. Doch auch diese letzten Zeichen verhallten spurlos im Winde und ließen das arme Kind einsam, verlassen, allein in der Welt. Vor ihr auf dem Sande lag das Fünffranksstück, welches ihr die Dame gegeben; ihre Finger berührten es nicht. Konnte es einen Ersatz bieten für den Verlust der Schwester, die ihre einzige Stütze in diesen Tagen der Trübsal gewesen war? Und Madeleine Grison war mit ihrem Raube noch nicht zufrieden; den ganzen weiteren Tag nötigte sie die Kleine, mit

ihr auf der Promenade zu bleiben, aber Elsa bettelte nicht. Unaufhörlich schaut sie sich um nach rechts und nach links, unaufhaltsam schweiften ihr umflortes Auge in die Ferne, doch umsonst, die Schwester erspähte es nicht. Die Dämmerung sank endlich auf die Erde und Beide traten den Heimweg an.

Wie ängstlich klopfte das Herz des armen Kindes bei dem Gedanken, Bella sei vor ihr zu Hause, sei zu ihrem Empfange bereit. Sie verdoppelte die Schnelligkeit ihrer kleinen Schritte und trieb auch die Alte zur Eile an; ihre Wangen glühten, ihre Augen funkelten, ihr Puls schlug hörbar, als sie jetzt den Hofplatz erreicht, welcher ihren armseligen Aufenthalt einfriedete; hastig stürzte sie herein, spähen durchsuchte sie den Raum nach allen Seiten; die geliebte Gestalt der Schwester fand sie nicht. Noch ehe sie sich der Verzweiflung anheim gab, keimte ein Hoffnungsstrahl in ihrer Seele; war Bella oben im Stübchen und spielte Verstecken? Sollte ihre Erscheinung eine Ueberraschung sein? Atemlos eilte sie die Treppe hinan, am ganzen Körper zitternd betrat sie die Kammer: o bittere Täuschung! auch diese letzte Hoffnung brach spurlos in Trümmer, denn ach! auch dieser Raum war leer. Noch versuchte sie auf Kufen und Weinen ihre Hoffnung zu verlegen. „Bella! liebe Bella!“ Keine Antwort ward ihr zu Teil. „Bella! Schwester Bella!“ erscholl es jammernd durch den Hofraum, drang es bis in das Dickicht der Wablung. Aus weiter Ferne kam ein Echo zurück; sonst Todesstille; kein Raum war vernehmbar. Da setzte sich das arme, verlassene Wesen auf den kalten Erdboden nieder und weinte bitterlich. Bella war nicht zurückgekehrt. Das Band der Liebe, welches das kranke Herz des armen Kindes aufrecht erhielt, es war zerrissen auf immerdar.

Während dessen saß Madeleine Grison oben in der Kammer und überzählte mit triumphierendem Blicke den Sündenlohn ihrer Frevelthat. Ihre Augen leuchteten, wie die einer Wildkatze, wenn sie ihre Beute fest in den Krallen hält, ihre Lippen waren geöffnet, ihre Finger hielten krampfhaft die blanken Goldstücke umfaßt. Da es fehlte kein Sou, voll und ganz hielt sie die Summe in Händen, 500 Franks! welche nie geahnter Gewinn! Und für alles das hatte sie ja gar nichts hingegeben, als ein hilf- und wehrloses Kind, nichts geopfert, als das Seelenglück eines andern! O, es war der Wonne zu viel! Was denn konnte wohl Madeleine an dem Jammer der Kleinen gelegen sein? das Kind mußte sich ja fügen; besaß denn das Weib überhaupt noch die Ahnung eines besseren Gefühls? hatte sie nicht seit der Verurteilung ihres Mannes jedes Vorhandensein von Menschlichkeit von sich gestreift?

Plötzlich erhob sie sich. Der Gedanke, daß ihr auf eine oder die andere Weise das so schmachvoll Gewonnene in gerechter Sühne wieder entwendet werden könnte, hatte ihr Gesicht erfaßt. Beend vor Angst schaute sie sich nach allen Seiten um in der kleinen Kammer, zitternd unterluchte sie jeden Strohhaß, ob niemand darin zu finden sei; gleich einem Raubtiere spitzte sie die Ohren, und erst, nachdem sie die Gewißheit erlangt hatte, daß niemand sie belauscht, wickelte sie das Gold in einen Lumpen, den sie mit nie gekannter Sorgfalt unter ihrer Kleidung befestigte.

„Eher sollen sie Dir Dein Leben ausblasen, als Dir Deinen Reichtum entreißen, Du alte, wackere Grison,“ brummte sie wiederholt vor sich hin, „im Schweiße Deines Angesichtes hast Du diese Summe erworben. Wer möchte es Dir nachthun, so Monate hindurch mit zwei kleinen, eigensinnigen Dingen über Berge zu klettern, dabei immer in der Furcht, die Polizei werde sich zeigen und Dich abfassen? Hahahaha!“

„Die andere kleine Puppe mit ihren gebrechlichen Gliedern wird ihren Eigensinn schon verlieren,“ ging sie in ihrer Rede fort, „wahrlich, ich habe sie nicht zu mir genommen, um ihr Geheule zu hören! Gleich morgen soll sie mir ans Verbsinnen, oder ich —“ Die Alte hielt inne. Ein Spektakel in den unteren Räumen der Hütte hielt ihre Aufmerksamkeit wach. Vorsichtig öffnete sie die Thüre und lauschte hinab. „Und ich sage Dir, es ist so,“ hörte sie eine derbe Männerstimme reden, „ich habe es mit eigenen Ohren gehört. Morgen mit dem Frühlings geht die Jagd vor sich; wenn Dir also Deine Haut lieb ist, so mache, daß Du aus dem Staube bist, bevor man Dich packt.“ — „Es ist kaum glaublich,“ entgegnete ein Anderer, „so kurz vor dem Ziel! Erst heute habe ich die Gewißheit erhalten, daß die Baronin zur Nachtzeit abreisen wird, da hätten wir unseren Plan zur vortrefflichen Ausführung gebracht. O, es ist wahrhaftig zu toll, das Ding! weißt Du auch alles gewiß?“ — „Ich habe

Dies zwei Mal gesagt,“ war wiederum die Antwort. „Die Polizei hat Befehl von Mailand erhalten, daß alle Schlupfwinkel in der Umgebung zu säubern und das in ihre Hände fallende Gesindel festzunehmen und nach Mailand abzuführen sei. Genügt Dir das noch nicht, so bleibe; ich meinerseits werde machen, daß ich über die Grenze bin, bevor man mir Zeit zum Nachdenken gibt.“

Madeleine stand wie vom Schläge gerührt. Also waren die Landsohnden wieder einmal aufgebeht und konnten mit der frühesten Morgenstunde sie aus ihrem Versteck hervorholen, ihr die Freiheit vielleicht für immer entziehen! Nein, das durfte nicht sein! In keinem Falle durfte das werden. So schnell es ihre Gebrechlichkeit erlaubte, eilte sie die Treppe hinab und ließ sich mit den Männern in eine Unterhaltung ein.

„Ich habe einen Teil Eures Gesprächs mit angehört,“ begann sie, „und darf ich mir die Bemerkung erlauben, daß ich auch Ursache habe, mich auf die Weine zu machen. Ueberdies bin ich nicht mehr schnell auf den Füßen, da ich alt werde und das Gehen —“ — „Dann würde ich Euch raten, sobald wie möglich den Marsch zu beginnen,“ unterbrach sie der eine, „die Zeit vergeht hurtig und der Morgen sollte Euch nicht mehr im Lande sehen.“

„Könnt Ihr mir den nächsten Weg zur Herberge angeben?“ fragte wieder das Weib, „ich bin in der Richtung nicht mehr sicher und —“ — „Wenn ihr in meiner Gesellschaft bleiben wollt,“ fiel der Mann ein, „so ist das nicht schwer. Auch ich gehe diese Straße, am sichersten und schnellsten würdet Ihr ans Ziel gelangen, wenn ich bei Euch bin.“

Dieses Anerbieten wurde mit Freuden ergriffen, denn die Nacht war schwarz und der Weg führte durch Wablungen, die unheimlich und oftmals schwer zu verfolgen sind; ein gegenseitiges Abkommen war in Kürze getroffen, auch festgestellt, daß in höchstens einer Stunde der so unfreiwillige Marsch zu beginnen sei. (Fors. folgt.)

Hinaus! — Herein!

Die „Pfälzische Lehrzeitung“ bringt in ihrer neuesten Nummer aus der Feder des Herrn Lehrers H. Krebs in Neustadt unter vorstehender Ueberschrift einen Artikel, den wir unsern Lesern zu Nutz und Frommen der Jugend nicht vorenthalten wollen. Möchte er allgemein von Seiten der Eltern beachtet werden! Herr Krebs schreibt:

Ich will heute von der Jugend reden und meine insbesondere die schul- und hauspflichtige Jugend. Es ist schon sehr viel über dieses Kapitel geredet und geschrieben worden, aber noch lange nicht genug. Erst wenn einmal die Behandlung und Erziehung der Jugend eine rechte ist, daß sie mit allen vernünftigen Grundbegriffen des Erziehungswesens übereinstimmt, dann darf man über diesen Punkt schweigen und die Feder ruhig weglegen.

Hinaus — herein! was meine ich damit? Hinaus aus dem Haus mit der jungen Welt, wenns Zeit ist, und herein in die Stube, wenn sichs schießt!

Frische Luft und fröhlicher Sonnenschein kräftigt die Brust und stärkt die Muskeln. Frühlingwehn und Waldesgrün macht heitern Sinn und frohen Mut. Darum hinaus mit den Kindern! Fort aus der dumpfen Stube zu munterem Spiel und freier Bewegung! Die liebe Sonne scheint nicht bloß für Korn und Weinstock, und die reine Luft da draußen ist nicht umsonst so wohlfeil. Sie röten auch die Wangen der Kinder, machen gesund und frisch und stärken die jungen Glieder. Darum hinaus mit der Jugend — wenns Zeit ist! Gibt da so manch armes Würmchen daheim und lugt mit seinen trüben Auglein durchs Fenster in den hellen, lieben Sonnenschein. Du armes Kind mit deinen blassen Wangen! Wolltest gewiß auch gerne draußen spielen, dich freuen und munter sein? Doch die Mutter duldet's nicht. Freilich, wenn die Not dies gebietet, daß die Kleine an Stelle der Mutter ihre schwache Kraft im Hauswesen verwerten muß und die dumpfige Stube ihr zehrendes Gift ins junge Blut tröpfelt, dann ist's schlimm, und das Kind ist zu bedauern. So arm ist aber niemand, daß er nicht Lust und Licht genießen dürfte. Eine liebevolle fürsorgliche Mutter weiß die Zeit zu finden, wo sie ihrem Kinde sagen kann: „Hinaus jetzt! hinaus und tummle dich! Frische Luft und Bewegung ist dir Arznei.“ Hinaus um jeden Preis!

Sollte sich aber eine Mutter finden, die aus ängstlicher

Bärtlichkeit und zärtlicher Besorgnis das Kind in der Stube hält und es vor jedem Lüftchen schützen will, da müßte ich sagen: Frau Mutter, deine Sorge und Bärtlichkeit ist eine verkehrte. Du hast dein Kind lieb und bist ihm doch nicht gut. Nicht so lieb haben wäre besser. Und besser meint es die Mutter Natur. Hinaus mit ihm in die große Trinktube der Natur, wo Milch und Honig für die Jugend fließt! Daß es in vollen Zügen Gottes frischen Odem trinken! Da werden die Wangen rot und die Auglein hell. Frag mal einen Doktor der wird dir's sagen, wie viel Millionen jener unheilvollen Kleinwesen die Luft einer dumpfen Stube bevölkern, mit jedem Atemzuge in Lunge und Blut spazieren und das Leben zu einer Kette von Qual machen! Ein Studentkind — ein krankes Kind. Lacht der Sonnenschein zum Fenster herein und lagert gesunde Luft sich draußen im Freien, dann denke „Jetzt ist's Zeit für die Kleinen. Auf, und hinaus!“

Es ist gar keine Frage, wer weiß, wann es Zeit ist, „hinaus!“ zu sagen, der weiß auch, wann sichs schießt „herein!“ zu rufen. Ich möchte nur eines erwähnen: „Die dunkle Luft schadet den Kindern ungemein.“ Am Abend, wenn sich die Finsternis auf die Erde senkt, da weht eine Luft auf den Straßen, die mehr dem Herzen als den Lungen schadet. Da sollten die Kinder billig dort sein, wo die Mutter das Licht auf den Familiensitz stellt. Die Luft aber die am Abend so sehr den Kindern schadet, geht weniger vom Land als von den Leuten aus. Was der Tag nicht sehen darf, das geschieht am Abend oder in der Nacht, und daß dürfen die Kinder nicht Zeuge sein. Tausend's lieber, aber nur zu wahr: Das Alter verbirbt die Jugend. Hundert Szenen sehen die Kinder, die sie nicht sehen sollten, tausend Redensarten hören sie, die Gift für die jungen Herzen sind. Darum herein mit der Jugend, wenn der Abendwind weht! Am Abend gehören die kleinen Füße unter den Tisch und nicht in den Schmutz der Straße. Wie oft erstaunen die Eltern, wenn sie aus dem Munde ihres Kindes eine Gassenzote hören müssen. „Wo hat das Kind dies her?“ rufen sie verwundert. Von den Eltern, will ich hoffen nicht. Aber doch sind die Eltern schuld daran, wenn ihre Kinder in unkindlicher Weise rohe Worte ausstoßen. Die dunklen Gassen sind die Hochschulen vieler Rohheiten, und das abendliche, aufschickselose Herumschwärmen ist just die beste Zeit, solch wüsten Gefahren, Thun und Reden zu lernen. „Laß mir herein den Jungen!“ muß es am Abend heißen.

Das Beispiel der Erwachsenen steckt an, und darum wird auch die Jugend am Abend, wo sie ungelesen ist, viel lauter und lärmender und erlaubt sich manches, was ihr beim Spiel am Tage nie einfallen würde. Geht die Sache eine zeitlang ungeführt hin, dann ist der rohe Burche oder das wilde Mädchen fertig, und es kostet viele Mühe, die Gassenunarten wieder auszumergen. Das alles aber kann leicht verhütet werden. „Herein ins Haus!“ Dies kurze Gebot verhütet viel. Es würde auch viel dazu beitragen, der allgemeinen Klage über die „Rohheit unserer Jugend“ abzuhelfen. Freilich, wenn die Kinder ungeführt sich im wüsten Gassenleben herumtummeln dürfen, wo sie alles sehen, nur nicht seine Sitte und höflichen Anstand, dann ist's wahr: die Jugend wird verrohet. Seht einmal an einem Sonntagabend das Treiben auf den Straßen an! Ist das für ein Kindesauge? Ist das für ein Kindergemüt? Wer wird aber schließlich dafür verantwortlich gemacht, wenn nun Ausschreitungen unter der Jugend vorkommen? Der Leser merkt, wen ich meine. Aber, die gemeint sind, merken's auch und wissen's schon lange besser. Das Kind ist zuerst und vor allen Dingen hauspflichtig. Wenn es den Eltern so ganz gleichgültig ist, wo und wie ihr Kind heranwächst, wenn Eltern ihre 3 bis 4 Sprößlinge nicht in der Gewalt haben oder auf sie keinen bildenden Einfluß ausüben wollen — hat es dann einen Sinn, wenn man sofort über die Schulen herfallen will und sie dafür verantwortlich macht, daß die Jungen zwitschern wie die Alten singen? Das stimmt nicht.

Im Haus, in der Familie liegt der Schwerpunkt der Erziehung. Dort kann man vom ersten bis zum sechsten Jahre des Kindes mehr Gutes anpflanzen und mehr Böses verhüten, als die Schule in ihrer Zeit mit ihrem Massenunterrichte leisten kann. Sten: wenn ein Vater über einen bösen Jungen oder eine Mutter über ein ungeratenes Mädchen zu klagen hat, dann sollen sie mal erst sehen, was und wo's im eigenen Hause faul ist, ehe sie Klage über andere führen. Die rechte Kindererziehung ist ein großes Stück Arbeit und eine schwere Kunst, darüber